Theologisch...
HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 2 — **Leipzig, den 7. Januar** — **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von der Geduld: 1 — Bayreuth und die Religion des Grals: 2. Der reine Thor, durch Mitleid wissend — Das Gemeindeprinzip und die Predigt: 2. Die Lösung — Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Italiens von Th. Trede: 1 — Die deutsche Alkoholfrage: 1. Herstellung und Verbrauch alkoholischer Getränke in Deutschland: 2. Materialverbrauch der deutschen Alkoholproduktion — Quittung — Anzeigen

Von der Geduld

So seid nun geduldig, liebe Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfange den Morgenregen und Abendregen. Seid ihr auch geduldig und stärket eure Herzen; denn die Zukunft des Herrn ist nahe. Jak. 5, 7 f.

Die Geduld ist ein Hauptstück des persönlichen praktischen Christentums, das nicht in Worten, sondern in der Kraft besteht. Ein alter christlicher Dichter, Prudentius, hat den Spruch: Alle Tugend ist gleichsam verwitwet, wenn sie nicht mit der Geduld gekrönt wird. Und ein Kirchenvater, Gregor, sagt:

Willst du wissen, ob du Gott liebest, so merke, ob du auch alles Kreuz- und Leiden, Trübsal und Elend mit Geduld von Gott aufnimmst, ohne alle Ungeduld in Wort, Werk und Geberden; thust du das, so ist kein Zweifel, du liebst Gott; ists anders, so liebst du Gott nicht rein, sondern mehr das Deine, als Gott: wiewohl nichts dein ist, als deine Sünde, das andere ist Gottes.

Man könnte einwenden: auch edle Heiden haben doch die Geduld gepriesen und geübt, ja auch die Türken haben das Sprichwort: Geduld ist der Schlüssel zum Paradiese. Es ist wahr, in gewissem Sinne ist die Geduld eine allgemeine menschliche Tugend und wird auch abgesehen von den Beweggründen der christlichen Religion geübt, ja mancher Nichtchrist kann viele Christen durch seine Geduld beschämen. Aber ich behaupte doch: Geduld ist hier und dort etwas Verschiedenartiges, ihre wahre Weihe und Vollendung findet sich allein im Christentum.

„Geduldig sein“ kann mancherlei bedeuten. Einmal heißt es: beharrlich, ausdauernd sein in der Arbeit. Kindern steckt die Ungeduld im Blut, sie wollen immer was Neues haben, flattern von einer Beschäftigung zur andern, fangen allerlei an, werden es aber bald müde und satt. Es giebt auch große Kinder, die so flatterhaft und unbeständig sind, die allerlei thun, nichts aber gründlich, es fehlt ihnen die Geduld dazu. Solche Ungeduld straft nicht erst die Bibel, sondern schon die Vernunft. Auch die Heiden wissen es, daß nichts Tüchtiges, kein Meisterwerk ohne Geduld gelingt. Von solcher Geduld aber redet die heilige Schrift zuweilen in Bezug auf die höchste Lebensarbeit, die christliche Charakterbildung, wenn sie sagt, daß wir Frucht bringen sollen in Geduld, d. h. in Beharrlichkeit, oder: daß wir mit Geduld, d. i. ausdauernd, in guten Werken trachten sollen nach dem ewigen Leben.

Unser Spruch meint aber zunächst etwas andres. In der Bildrede vom Ackermann eignet die Geduld nicht der Arbeit, sondern vielmehr dem Warten nach der Arbeit. Wenn der Ackermann sein Land bestellt hat, so kann und darf er gar nichts mehr zum Wachstum der Saat thun, er hat keine Macht über Sonnenschein, über Wolken, Luft und Winde, er kann dem Frühregen nicht gebieten, daß er zur rechten Zeit die Saatkörner keimen mache, noch dem Spätregen, damit die aufgeschossenen Halme reichlich Körner ansetzen. Er muß geduldig auf die Ernte warten. Die Hände thörichter Kinder scharren vielleicht bald nach der Bestellung ihres Gärtchens den Boden auf, um zu sehen, ob der Same schon wächst; aber sie vereiteln dadurch nur das Gedeihen. Gut Ding will Weile haben. Langsam reift die edle Frucht. Die Zeit muß erst erfüllt sein. Dieses Gesetz des allmählichen Wachstums und Reifens herrscht in der Natur wie auch im Geistesleben und lehrt schon jeden vernünftig denkenden Menschen die Notwendigkeit des geduldigen Wartens.

Aber Jakobus meint hier nicht die geduldige Erwartung der irdischen Ziele, Epochen, Entscheidungen, Erfolge, Reifezeiten, wie sie im Leben des einzelnen Menschen und der Völker mannigfaltiger Art sind, sondern nur das eine höchste Ziel, die Endvollendung der Ewigkeit, hat er im Sinne. „Seid geduldig bis auf die Zukunft des Herrn. Die Zukunft des Herrn ist nahe.“ Dieses gewissește herrlichste Ziel sollen die christlichen Brüder geduldig erwarten und um seinetwillen in ihren Anfechtungen geduldig ausharren. An arme, von reichen Gewalthabern unterdrückte und ausgebeutete Christen richtet Jakobus seine Mahnung: Nur Geduld! Der Retter und Richter ist nahe. Die köstliche Frucht der Freudenernte ist euch durch ihn gewiß.

Seid geduldig in Trübsal: wer bedürfte dieses Zuspruchs nicht? Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein. Ein Heer von Uebeln an Leib und Seele, Gut und Ehre erregt uns täglich Leid und Mitleid. Dieser nichtige Fleischesleib, der den Zunder der Sünde und den Keim des Todes in sich trägt, welche Stürme muß er über sich ergehen lassen vom ersten Weinen des Kindes bis zum letzten Seufzer des Sterbenden! Wie viel Herbes muß von Menschen ertragen werden, von unfreundlichen, undankbaren, bösen Leuten, von Verrätern, Verleumdern, falschen Brüdern! Wie manche Demütigungen im Amt, im Verkehr müssen hingenommen werden, wie viel Enttäuschungen da und dort, seis daß ein erlangtes Glück nun doch nicht das Gold ist, das es uns zu sein deuchte, seis daß ein Lieblingswunsch uns lebenslang versagt bleibt! Und dann reiht sich wohl gar eine Hiobspost an die andre, oder zur Größe des Leides kommt seine Dauer. Da hebt denn Fleisch und Blut an zu seufzen, zu wehklagen, kläglich zu thun, wird ungeberdig, gerät außer sich, murrt, lästert, flucht, verzweifelt. Bankerott am Lebensmut spricht mancher: das Leben sei ein Geschäft, das seine Kosten nicht einbringt. Aber durch solche Ungeduld wird die Trübsal verdoppelt, ja verzehnfacht.

Seid geduldig! — Ach, das ist leicht gesagt, aber unsagbar schwer gethan. Wenn uns das Wasser bis an die Seele geht, so empfinden wir den raschen Zuspruch: Sei doch geduldig! wohl wie eine bittere Kränkung. Und wahrlich, Freudenlieder sollen dem geängsteten Herzen nicht abgenötigt werden. Ist doch auch Jesus zurückgebebt vor dem Leidenskelch: Ist es nicht möglich, daß er vorübergehe? Hat er doch geseufzt: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod,“ ja geschrieen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und er blieb doch gehorsam bis zum Tode am Kreuz, unschuldig und geduldig allezeit. Ein Christenherz fühlt sein Weh tief und zart, aber es läßt sich davon nicht übermannen; es weicht nicht, sondern beharrt. Wie die Wellen auf dem Wasser am

festen Uferrande sich stoßen, sich matt und müde arbeiten und endlich von selbst aufhören und kraftlos abfallen: so ist ein Christ standhaft gegen die Wogen der Trübsal, er darf sagen: sie haben mich gedrängt, aber sie haben mich nicht übermocht. Hier gilt, was der Apostel Paulus sagt: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Als die Sterbenden, und siehe, wir leben. Als die Gezüchtigen, und doch nicht getötet. Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich.“ Ja, ein Geduldiger ist besser, als ein Starker. Geduld ist Heldenstärke, Selbstbeherrschung und zugleich Herrschaft über alle Dinge, die an uns herankommen. O A

Bayreuth und die Religion des Grals

2. Der reine Thor, durch Mitleid wissend

Der Verlauf des Parsifal Richard Wagners ist in kurzem folgender. Titurel, ein frommer Held, empfing, da wilder Feinde List und Macht des reinen Glaubens Reich bedrohen, die heilige Schale, daraus Christus zum letzten Liebesmahle trank, darein sein heiliges Blut geflossen ist; zugleich die Lanze, die es vergoß. Titurel baute dem Heiltum eine Burg. Kein Sünder findet den Weg dahin; nur reine Brüder dienen dem Heiligtum. Jenseit des heiligen Bezirkes ist das Reich Klingsors, eines Zauberers und Heiden, der auch am Gral teil haben wollte, aber als unwürdig verworfen ward. Daher entbrannte dessen glühender Haß. Er schuf die Wüste zum Wonnegarten um, bevölkerte ihn mit teuflisch holden Frauen und ging darauf aus, die reinen, das heißt keuschen Ritter zu verführen. Die Verführten gehen dem Gral verloren und müssen in Klingsors Dienst treten. Nachdem Titurel alt geworden war, versah sein Königsamt sein Sohn Amfortas. Dieser wollte der Zauberplage Einhalt thun, unterlag aber der Verführung eines „furchtbar schönen Weibes“ und verlor den Speer an Klingsor, der ihm damit eine nie heilende Wunde beibrachte. Nun liegt er siech darnieder und duldet unsägliche Schmerzen des Leibes und der Seele. Er fleht um Erlösung und empfängt in heiligem Traumgesichte die Weisung:

Durch Mitleid wissend,
Der reine Thor.
Harre sein, den ich erkor.

Jenes Weib aber, das ihn verführte, Kundry, eigentlich mehr das Prinzip des Bösen, in seiner Art ein weiblicher ewiger Jude, dient, um seine eigne Frevelthat zu sühnen, den Rittern unerkannt als niedrige Magd.

Der reine Thor erscheint in der Gestalt Parsifals. Dies ist der Sohn der Herzeleide, die ihn, um ihn keinen Krieger werden zu lassen, als Thoren erzogen hat. Er entflieht aber der Mutter, indem er glänzend gerüsteten Rittern nachläuft, und so kommt er an die Grenze des Gralgebietes und wird vor Gurnemanz gebracht, der in diesem Lehrdrama den spiritus rector darstellt, aber weiter nichts zu thun hat, als zu geleiten. Der reine Thor, das heißt nicht der absolute Thor, sondern der Thor, den seine Thorheit vor Versuchung geschützt hat, weiß von gar nichts. Gurnemanz weckt in ihm das Mitleid, das Mitleid mit dem von ihm erschossenen Schwane, mit der vor Gram gestorbenen Mutter. Da das Experiment gelingt, nimmt er ihn unter den Arm und führt ihn nach dem Gral, um dort ein Wissender zu werden. Jetzt geht die berühmte Wandeldekoration los. Sie hat mir nicht gefallen, denn es ist beim besten Willen nicht möglich, sich vorzustellen, daß sich das ganze Theater, Parket, Bühnenrahmen und alles bewege, denn nur unter dieser Voraussetzung kann der Schein jenes Bildes aus dem zweiten Teile Fausts: „Waldung sie wankt heran, Felsen sie lasten dran“ entstehen.

Im Gral wird der Thor Zeuge der Verzweiflung des Amfortas, der, ein Sünder, gezwungen wird, als Priester beim heiligen Liebesmahle zu wirken. Parsifal ist Zeuge des Vorgangs, aber er hat auf die Frage, ob er auch wisse, was er sah, nur ein Kopfschütteln als Antwort. Gurnemanz wird unwillig und stößt den Thoren zum Tempel hinaus. Er hat nicht gesehen, was übrigens keiner der Zuschauer bemerkt hat,

der nicht das Textbuch zuvor genau durchstudirt hat, daß Parsifal bei den lautesten Klagen des Amfortas krampfhaft nach seinem Herzen griff. Dies soll andeuten, daß er den wahren Sinn der Zeremonie wohl verstanden hat, indem er Mitleid empfand.

Inzwischen rüstet sich Klingsor zum Kampfe mit dem reinen Thoren. Er ruft Kundry herbei und zwingt sie, wiederum die Rolle der Verführerin zu übernehmen. Parsifal schlägt die Ritter, die die Burg verteidigen (warum verteidigen sie die Burg, da doch der Zweck ist, den Thoren — nicht abzuwehren, sondern einzufangen?), übersteigt die Mauer und springt in den Wundergarten. Da gerät er gleich in die allerbesten Hände, in die Hände der Blumenmädchen. Offenbar sind es für einen zu viel. Und da sie sich um den freislichen Knaben streiten, schickt er sie alle zum Teufel — der Thor. Nun erscheint Kundry. Die fängt es feiner an. Sie erinnert den „reinen Thoren“ an seiner Mutter Liebe und an seiner Mutter Tod, sie erregt Schmerz und bietet ihre Liebe als des Trostes Süße. Die Sache läßt sich gut an. Schon wird Parsifal warm, aber da tritt durch eine psychologische Unterschiebung an die Stelle des von Liebe brennenden Herzens das von Mitleid brennende Herz: Mitleid mit Amfortas und seiner Wunde und seinem Seelenschmerze. Und der Mitleidige wird wissend, er erkennt die Verführerin und stößt sie von sich. „Grausamer! — ha! —“ ruft Kundry, „fühlst du im Herzen nur andrer Schmerzen, so fühle jetzt auch die meinen. Bist du Erlöser, was bannt dich, Böser, nicht mir auch zum Heil dich zu einen?“ Parsifal fühlt, daß er durch sein Mitleid Erlöser sei für Amfortas, für Kundry und die Welt, und läßt sich auf nichts mehr ein. Kundry verzweifelt und ruft Klingsor zu Hilfe, der seinen Speer wirft, aber der Speer bleibt über dem Haupte Parsifals schweben. Parsifal ergreift ihn und macht damit das Zeichen des Kreuzes, da stürzt der ganze Zauber zusammen.

Als Kundry gesehen hatte, daß mit Parsifal nichts anzufangen sei, hatte sie ihm den Fluch mitgegeben: „Irre! Irre, mir so vertraut, dich weih ich ihm zum Geleit,“ ein Ausspruch, der verschrobener kaum fertig zu bringen ist. Nun muß Parsifal irren. Warum muß er? Hat Kundry ein Recht zu fluchen? Streng genommen setzt doch ein Fluch eine Schuld auf der einen Seite und ein verletztes Recht auf der andern voraus. Also Parsifal muß der Irrnis und der Leiden Pfade ziehen, ohne den Weg zum Gral zu finden. Nach langer Zeit kommt er an die Grenze des Grals zurück, stößt die Lanze in den Boden und betet sie an in der Haltung eines verzückten Asketen. Er findet Gurnemanz als uralten Greis, Kundry als stumme Büßerin und den Gral in ärgstem Zerfalle. „Und ich — ich bins,“ so ruft er aus, „der all dies Elend schuf. Ha! welcher Sünden, welcher Frevel Schuld muß dieses Thoren Haupt seit Ewigkeit belasten, da keine Buße, keine Sühne der Blindheit mich entwindet!“ Er will ohnmächtig dahinsinken. Man führt ihn zur heiligen Quelle und nimmt die rostige Rüstung ab. Ein weißgekleideter Christus à la Plockhorst kommt zu Tage. Kundry, die Büßerin, wäscht ihm die Füße, und er tauft sie. „Du Reiner, mitleidvoll Duldender, heilthatvoll Wissender! Wie des Erlösten Leiden du gelitten, die letzte Last entnimm nun seinem Haupt“ — spricht Grunemanz, indem er das Wort vom reinen Thoren durch Mitleid wissend erläutert, und führt ihn zum Gral. Hier heilt Parsifal den Amfortas durch Berührung mit der heiligen Lanze und setzt ihn — ab: „Sei heil, entsündigt und gesühnt, denn (!) ich verwalte nun dein Amt.“ Jetzt verwaltet Parsifal das Priesteramt, eine weiße Taube schwebt auf ihn herab, Kundry, die doch wohl in Gnaden angenommen war, rutscht auf den Knieen herein und sinkt vor ihm, vor dem Erlöser, entseelt nieder. Schlußchor: „Höchsten Heils Wunder! Erlösung dem Erlöser.“

Das ist es: aber wer versteht es? Vielleicht liegt es an dem Sagenstoffe. Sehen wir uns den Parsifal des Wolfram von Eschenbach an, so finden wir, daß diese Dichtung, obwohl dunkel und schwierig in der Ausdeutung des Einzelnen, einen Grundgedanken verfolgt, der klar ist und der folgerichtig entwickelt wird. Es ist die Geschichte eines Faust aus dem Kreise des höfischen Rittertums der mittelalterlichen Blütezeit. Jener Parsifal ent-

wickelt sich aus kindlicher Thorheit zum Manne. Der Mann wird im Gral gewürdigt, das heilige Mysterium zu schauen, er sieht die Not der Brüder und fragt nicht, er spricht das erlösende Wort nicht. So trifft ihn der Fluch Kundrys, der Gralsbotin (nicht der Verführerin), er wird als Unwürdiger aus der Tafelrunde des Königs Artus ausgestoßen; grübelnd und zweifelnd zieht er durch die Welt, so sehr seinem Glauben entfremdet, daß er nicht einmal mehr weiß, wann Karfreitag ist. Endlich findet er sich wieder, kehrt zurück zum Gral, spricht das erlösende Wort und wird König des Gralreiches, auf das er Erbansprüche hatte, denn er war der Enkel Titurels. Der Dichter zeigt also, wie einer durch die Schule des Lebens fähig wird, das Höchste zu erreichen, nicht allein ein Ritter zu werden, sondern Kreuzritter, ein gläubiger und demütiger Diener des höchsten Herrn. Von einem Philosophem, wie Mitleid wissend macht oder wie Mitleid zur erlösenden Kraft wird, ist nicht die Rede.

Dies Philosophem findet man bei Schopenhauer. Es wird nichts helfen, wir werden uns mit Schopenhauer beschäftigen müssen, aber wir können es kurz machen. Denn wir wollen keine Untersuchung über Schopenhauer anstellen, auch nicht einmal erörtern, ob Wagner Schopenhauer richtig verstanden hat oder nicht. Wir brauchen nur einige Sätze der Schopenhauerschen Lehre, um mit ihrer Hilfe zu verstehen, was Wagner meint.

Nach Schopenhauer ist die Welt Vorstellung und Wille; im Reiche des Intelligiblen, d. h. dessen, was jenseits unsrer geistigen Wahrnehmung und außerhalb unsrer Erfahrung liegt, oder als Ding an sich, ist sie Wille, im Reiche der Erscheinung ist sie Vorstellung. Die intelligible Welt ist dunkel, der Wille an sich selbst ist bewußtlos und bleibt es im größten Teile seiner Erscheinungen. Erst im Denken kommt er zum Bewußtsein. Die intelligible Welt ist eins und ungeteilt, erst das reflektirende Hirn, das die Linie der Zeit und des Raumes zeichnet, schafft die Vielheit der Dinge. Unsre wirkliche Welt, das Leben ist — ein Traum.

In der Erscheinung äußert sich nun der Wille entweder gut oder böse: böse als Egoismus, und zwar in der Gestalt der Sinnlichkeit, Genußsucht und dergleichen, oder als Bosheit, gut als Mitleid. Das Mitleid ist der Grundbegriff der Ethik. Denn es ist das unmittelbarste und stärkste Motiv. Grausamkeit begegnet der schärfsten sittlichen Verwerfung. Grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen, also auch mit dem Tiere, ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten. Und zwar Mitleid. Der Glückliche kann zwar das Wohlwollen seiner Freunde erfahren, aber die Aeußerungen jener reinen, uneigennützigen, objektiven Teilnahme am fremden Schicksale, welche Wirkung der Menschenliebe sind, bleiben dem Leidenden aufbehalten. Zu möglichster Linderung der zahllosen Leiden, denen unser Leben ausgesetzt ist und denen keiner ganz entgeht, wie zugleich als Gegengewicht des brennenden Egoismus, der alle Wesen erfüllt, hat die Natur nichts Wirksameres geben können als das Mitleid, das als alleinige Quelle uneigennütziger Handlungen und deshalb als die wahre Basis der Moralität angesehen werden muß.

Wo kommt aber der Unterschied der Charaktere her? Giebt es eine Freiheit der Entscheidung, oder spielt sich das Thun der Menschen nach notwendigen Gesetzen ab? Kant nimmt für das radikale Böse eine intelligible That, durch die sich der Mensch zum Bösen entscheidet, an, Schopenhauer eine intelligible Charakterbildung, die Entscheidung des Willens für den Egoismus oder das Mitleid. Das ist die Freiheit. Nachdem die Entscheidung gefallen ist, handelt der Mensch, wie er muß. Dem Boshaften ist seine Bosheit so angeboren, wie der Schlange ihre Giftzähne. Dieser unglaublich großen angebornen und ursprünglichen Verschiedenheit gemäß werden jeden nur die Motive vorwaltend anregen, für die er überwiegende Empfänglichkeit hat; so, wie ein Körper nur auf Säuren, ein andrer nur auf Alkalien reagirt. Durch Motive läßt sich Legalität erzwingen, nicht Moralität. Man kann das Handeln umgestalten, nicht aber das eigentliche Wollen. Damit verneint also Schopenhauer rund und klar den Einfluß eines Menschen auf einen andern,

er leugnet jede Besserung, er leugnet zugleich jede Verantwortung, denn ich kann unmöglich für eine mir unbewußte intelligible That verantwortlich gemacht werden, die im Grunde nichts andres bedeutet als das volkstümliche: Ich bin nun einmal so. Mein Dasein ist ja nichts andres als Wille, nämlich der Wille, zu sein, und zwar so, wie ich bin.

Und es findet keine Beziehung zwischen den Individuen statt? Doch; aber in metaphysischer Weise. Der Boshafte, der Egoist macht einen großen Unterschied zwischen sich und einem andern. Der Mitleidige nimmt teil am andern, fühlt des andern Schmerz, setzt sich an des andern Stelle, weiß, daß beide Erscheinungsformen desselben Urwillens sind. Jenem Teile nach, der in unsre Erkenntnis fällt, ist zwar jeder vom andern gänzlich verschieden; aber hieraus folgt nicht, daß es sich ebenso verhalte hinsichtlich des großen und wesentlichen Teiles, der jedem verdeckt und unbekannt bleibt. Dem Ding an sich ist Zeit und Raum fremd, darum auch die Vielheit. Das ist das ἓν καὶ πᾶν. Es ist nur dann möglich, eine Aenderung hervorzubringen, wenn man den Strick nimmt und sich aufhängt, wenn man zurücktaucht in das Urmeer, um Stoff zu einer neuen Willensbestimmung zu geben. Also Seelenwanderung, ein Gedanke, dem auch Kant nicht abgeneigt war, und der die Konsequenz jeder unistischen Weltanschauung ist, mag sie von den Veden oder Schopenhauer oder den heutigen Spiritisten vorgetragen werden.

Wenn aber von Erlösung die Rede ist, so giebt es nur „Erlösung dem Erlöser," jeder ist sein eigner Erlöser. Und zwar erlöst sich, der von vornherein dazu angelegt ist. Es steht jeder unter seinem Dämon. Nun kann ein Mensch einen Charakter erwerben, aber doch nur so, daß er herausbringt, was ursprünglich schon da war. Es geschieht durch Erkenntnis — Wissen — und Mitleid. Mangelnde Erkenntnis macht die Welt eng, füllt sie mit Sorgen und führt sie zum Egoismus; die Erkenntnis, daß alles Lebende ebensowohl unser eignes Wesen an sich ist, wie die eigne Person unsern Anteil an allem Lebenden bedeutet, erweitert das Herz. Durch verminderten Anteil am eignen Selbst wird die Sorge für das eigne Selbst an der Wurzel angegriffen, durch Mitleid mit fremdem Weh das eigne Leid gemindert. Dieser Weg führt zur Erlösung, nämlich zum gänzlichen Aufgeben des Willens zum Leben, d. h. allen Wollens. Also die Vollendung ist gänzliche Passivität, ist der Stillstand. Glück ist sozusagen ein Alterweibersommer, der vom Winde widerstandslos dahingetragen wird.

Das ist die Lehre Schopenhauers, soweit sie hier in Betracht kommt, vielmehr eine Religion als eine Philosophie; sie trifft mit dem Sinne des Brahmaismus vollkommen zusammen. Diese auf unistischer Weltanschauung beruhende Religion wird uns als die Religion des Grals vorgetragen. Denn das leuchtet ein, daß sich Wagners Dichtung durchaus in den eben dargelegten Gedankengängen bewegt.

Die Frage ist: Wie geschieht die Erlösung vom Leid? Antwort: durch Mitleid. Der reine Thor, durch Mitleid wissend, jetzt verstehen wir das Rätselwort. Parsifal ist der reine Thor. Seine Natur bestimmt ihn zum Guten. Aber er ist ein Thor. Es fehlt ihm das Wissen, die Erkenntnis seines eignen Willens. Er verläßt seine Mutter, er tötet den Schwan, ohne zu bedenken, was er thut. Durch Mitleid wird sein Wissen geweckt. Mitleid erfüllt ihn ganz, er fühlt die Schmerzen des Amfortas, als wäre er es selbst. Sein von Mitleid erfülltes Herz bewahrt ihn vor der Verführung Kundrys, das heißt vor selbstsüchtigem Thun, vor der Sünde, durch Zeugung den Willen zu bejaen. Zuletzt wird er Erlöser, und zwar sein eigner Erlöser: „Gesegnet sei dein Leiden," spricht er zu Amfortas, „das Mitleids höchste Kraft und reinsten Wissens Macht dem zagen Thoren gab." Das heißt verallgemeinert: das fremde Leiden in dieser schlechtesten aller denkbaren Welten hat das Gute, Mitleid zu erwecken und dadurch das eigene Leiden zu mindern. Und so ereignet sich des „höchstens Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser".

Sonst geschieht nichts. Amfortas wird nicht wieder in sein Amt gesetzt, dessen er sich unwürdig erwiesen hat. Kundry, obwohl sie begnadet ist, bleibt die auf den Knieen rutschende Büßerin. Und das ist nach Schopenhauer ganz richtig. Denn

nachdem die intelligible That der Willensentscheidung geschehen ist, ist eine Aenderung unmöglich. Kundry hat sich für das Böse entschieden und steht nun unter ihrem Dämon Klingsor, der sie zwingt, dem gegenüber keine Buße, keine Reue etwas vermag. „Dienen, dienen," sagt sie, gerade so wie der verzweifelnde Maler in Sodoms Ende „Arbeit, Arbeit!" ruft. Aber es hilft nichts. Die mißratene „Erscheinung" wird nur gebessert durch Rückkehr in die intilligible Welt, das heißt durch den Tod. Die fehlerhafte Schrift muß vernichtet werden. Und Amfortas bleibt, der er war, auch nachdem seine Wunde geschlossen ist. Er kann nicht aus seiner Haut. Nachdem er der Versuchung unterlegen ist, zeigt er, daß auch er sich für den Egoismus und zwar für den genießenden entschieden hat. Die einzig mögliche Aenderung ist, daß er nicht mehr zu thun braucht, wozu er sich als ungeeignet erwiesen hat. Das ist seine Erlösung.

Die Einführung dieser Philosophie in den Parsifal gereicht dem Drama nicht zum Segen. Eine Lebensanschauung, die die That, die den Erfolg leugnet, die den Quietismus, die Verneinung des Willens als das Höchste preist, die wohl Klage, aber kein Urteil, die Worte, aber keinen Mut hat, ist jedem Drama, das doch eine Handlung ist, aufs äußerste feindlich. Ja sie bewirkt, daß die Reste von Handlung, die aus dem Original übrig geblieben sind, zur Episode herabsinken, ja zum Widersinne werden. Der berühmte Karfreitagszauber, musikalisch und poetisch eine Hauptstelle im Parsifal — die Poesie stammt freilich nicht aus Wagnerscher Schule —, ist bei Wolfram von Eschenbach der Wendepunkt, bei Wagner eine Episode, ein verzögernder Bestandteil, der den schwächlichen Charakter Parsifals nur noch schwächlicher macht. Der Fluch Kundrys, der Irrweg Parsifals sind unverständlich. Warum findet er den Rückgang zum Gral nicht? Welche Schuld trägt er, welches Wachstum zeigt er, als er den Weg fand? Das Wachstum seines Bartes, sonst keines. Doch daß wir nicht ungerecht urteilen, vielleicht belastet ihn „von Ewigkeit her," nämlich durch die vorzeitliche Entscheidung seiner Freiheit ein Rest des Bösen, der ihn nicht zum Wissen kommen läßt. Aber was thut er, was vermag er, diesen Rest zu überwinden? Folgerichtige Handlung zeigt sich im ganzen Parsifal nicht, überhaupt keine Handlung. Die ewige thatlose Klage des Amfortas berührt peinlich. Darüber können die Ausdrücke starken Empfindens, das tiefe Ergriffensein, die Verzückungen, das Zittern, Verschmachten und in Ohnmacht Fallen nicht täuschen. Sie geben vielmehr der Sache einen weiblich-hysterischen Zug. Jenes Drama ist kein Drama, sondern ein Lehrgebäude; die Menschen sind wandelnde Begriffe, die seelischen Vorgänge unnatürlich. Ist es psychologisch denkbar, daß einer in der Gefahr der Verführung jene oben erwähnte Substitution der Gefühle vornimmt, daß er in Liebe entbrennt und die Liebe mit Mitleiden zu einem ganz fremden Manne austauscht und daß er infolge dieses Mitleidens den Charakter der Versucherin erkennt? In der wirklichen Welt kommen solche Dinge nicht vor. Es sind dramatisirte Philosopheme.

Höchst wunderlich nehmen sich die hineingestreuten philosophischen Brocken aus. Wenn zum Beispiel Gurnemanz, der schulmeisternde Herold des Stückes, sagt: „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit." Oder wenn Parsifal in Bezug auf die Leute, die ihm den Weg gesperrt hatten, fragt: „Die mich bedrohten, waren sie böse?" und Gurnemanz darüber lacht, und wenn dann Parsifal weiter fragt: „Wer ist gut?" Man muß nämlich wissen, daß bei Schopenhauer gut und böse relative Begriffe sind und daß gut alles das ist, was den Willen fördert, böse, was ihn hemmt. Philosophie gehört überhaupt nicht in ein Dichterwerk, der Gegenstand eines solchen Werkes ist die lebende Natur, nicht die Abstraktion. Von allen dürren Haiden ist aber die Schopenhauersche Spekulation die allerdürrste, denn sie bedeutet die Ablehnung der Welt, die Verneinung des Willens.

Wie Schopenhauers Philosophie, so tritt auch ihr dramatisirtes Nachbild als Religion auf. Das Bayreuther Theater ist ein Tempel und die Bayreuther Aufführung ein Mysterium des neunzehnten Jahrhunderts und zwar du fin de siècle. Die

äußeren Formen muß die christliche Religion hergeben, wie denn auch Schopenhauer mit seinen Anleihen aus dem Christentum nicht gerade schüchtern gewesen ist. Aber christlicher Sinn ist nicht darin, höchstens daß auch Christus als Meister des Mitleides und darum als Erlöser anerkannt wird, und daß im Gral eine verwandte Quelle gesehen wird. Wagner bringt das Abendmahl auf das Theater, eigentlich mehr die Messe oder eine Art Liebesmahl oder einen sagenhaften Zauber; er bringt die Einsetzungsworte auf das Theater, aber welche Worte! „Nehmet vom Brot, wandelt es kühn zu Leibes Kraft und Stärke; treu bis zum Tod, fest im Mühn, zu wirken des Heilands Werke. — Nehmet vom Wein. Wandelt ihn neu zu Lebens feurigem Blute, froh im Verein, brüdertreu zu kämpfen mit seligem Mute." Die Transsubstantiation besteht also in der Verdauung. Das Wesentliche: die Vergebung der Sünden fehlt, denn die giebts nicht. Darauf singen die Ritter: „Selig im Glauben, selig in der Liebe." Die Hoffnung fehlt, denn die giebts nicht in dieser hoffnungslosen Welt. Das Stärkste aber ist, daß die Gestalt Christi — denn das Aussehen Parsifals im dritten Akt ist unverkennbar dem gebräuchlichen Bilde Christi nachgebildet — in die dieses armseligen Selbsterlösers, dieses Ritters von der traurigen Gestalt travestirt ist. Und zu seinen Füßen Kundry, die büßende Magdalene, die ihm die Füße wäscht, die zu ihm aufschaut als ihrem Erlöser — und er kann ihr nicht helfen. Denn wer sich nicht selbst erlöst, den erlöst kein andrer. Wie anders der Herr selbst; der spricht: Gehe hin, sündige hinfort nicht mehr, dein Glaube hat dir geholfen!

War das nötig, daß man, was andern heilig ist, in dieser Weise profanirte? Warum müssen es christliche Formen sein? Warum schafft man sich nicht eigne Formen? Weil mans nicht kann. Der gute fränkische Pastor, der seiner Gemeinde empfahl fleißig in den Parsifal zu gehen, ist sehr im Irrtum. Aber es ist auch nicht nötig, entrüstet davon zu laufen, wie jene vier Engländer. Eine indische Religion, die in der äußeren Gestalt etwas zu christlich geraten ist, das ist die Religion des Grals.

M A

Das Gemeindeprinzip und die Predigt

2. Die Lösung

Die Antwort auf unsre Rätselfrage liegt in dem einen Worte: Geschichte. Die Religion ist nicht eine Naturerscheinung, die in ewiger Gleichmäßigkeit eintritt. Sie ist ein Baum, der durch die Gnade Gottes vom Samen aus sich entfaltet. Wollten wir in Seelsorgegemeinden uns zusammenschließen, die nur die gegenwärtig vorhandne religiöse Erkenntnis und Kraft zu bethätigen hätten, so würden wir gar bald verarmen. Abgeschnitten von dem Strome des religiösen Lebens würden wir das Erbe der Vergangenheit verzehren und dann mit leeren Händen dastehen. Ohne Vergangenheit würden wir auch ohne Zukunft sein. Das Leben unsrer Gemeinden wäre ein von der Wurzel abgeschnittener Baum. Wir brauchen das nicht weiter zu beweisen, seitdem die Geschichte uns darüber unwiderleglich belehrt hat. Das vorige Jahrhundert suchte auf allen Gebieten das Vernunftgemäße, das für alle Zeiten feststehe, und dessen Besitz man nur anzuwenden brauche. Aber die Geschichtslosigkeit hat auf allen Gebieten Bankerott gemacht. Der Sturmwind des Prinzips der reinen Vernunft mußte einmal durch die Lebensgebiete dahingehen, um das Wertvolle vom Zufälligen in der Ueberlieferung zu scheiden und der freien Entwicklung die Bahn aufzuthun. Dies Prinzip war ein demokratisches. Die Ueberlieferung kennt nur, wer sie berufsmäßig studirt hat; die reine Vernunft kann jeder Vernünftige haben. So ist jeder, der sie besitzt, befugt, in den Lebensgebieten, auf die jenes Prinzip angewendet wird, mitthätig zu sein. Wir wissen heut, daß es reine Vernunft für uns Menschen nur als Ideal, nicht in der Wirklichkeit giebt. Sie ist immer nur die Vernunft eines bestimmten Zeitalters. Jedenfalls aber ist diese berechtigt, bei der Ordnung der gegenwärtigen Lebensverhältnisse ein Wort mitzureden. Es kommt darauf an, auf allen Gebieten die Gegenwart und die Ueberlieferung in die

rechte Wechselwirkung zu bringen. Der reine Vernunftstaat der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit führte zur Anarchie und Despotie. Der konstitutionelle Staat, wenn er von beiden Seiten ehrlich gewollt wird, bringt den richtigen Ausgleich. Die studirten Beamten der Regierung vertreten die Ueberlieferung, die Vertreter des Volkes das gegenwärtige Bedürfnis. Beide klären und fördern sich gegenseitig. Wie der Vernunftstaat bald als Anarchie, bald als revolutionäre Despotie zur Erscheinung kam, so war es auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete. Die Sozialpolitik der reinen Vernunft spaltete sich in die der manchesterlichen Anarchie und die der sozialdemokratischen Zwangsarbeit. Auch hier besteht die Aufgabe der Regierung darin, den Fortschritt anzubahnen, der die Ueberlieferung achtet und die Zukunft aus der Vergangenheit entfaltet.

Die ungeschichtliche Religion der reinen Vernunft hat in England ihren Anfang genommen. In gewaltigen Schlachten hat der eiserne Lordprotektor die allgemeine Religion der Toleranz, die gegen jede Ueberlieferung gleichgiltig ist (nur nicht gegen die intolerante), zum Siege geführt. Aber auch hier war ein Doppeltes möglich. Der Bruch mit der Ueberlieferung konnte religiös oder irreligiös erfolgen. Das Erstere war bei Cromwell der Fall. Das Letztere erleben wir heute. Und auch hier giebt es keine andre Rettung als die, daß wir das neu aufgetretene Prinzip, die allgemeine Religion der Toleranz, mit der Ueberlieferung versöhnen und so mit doppelter Kraft den Abfall überwinden. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte unser evangelisches Volk das Christentum nur in der Gestalt der Ueberlieferung und des herkömmlichen Kirchentums. Von da an trat es ihm auch in der ungeschichtlichen Gestalt entgegen, die es bei unsern Denkern und Dichtern und im Staate der Toleranz angenommen hatte. Den Beginn dieses Christentums sah man als einen unvergleichlichen Fortschritt an. Auch der gegen die Religion nicht gleichgiltige „liberale“ Bürger ist infolge davon noch heut aus Grundsatz unkirchlich, weil er in den Kirchen die Trägerinnen der Ueberlieferung sieht, die er um seiner allgemeinen Vernunftreligion willen geringachtet, vielleicht auch glaubt bekämpfen zu müssen. Erst jetzt fängt er an, irre zu werden an dieser Anschauung. Der Atheismus der Sozialdemokratie hat ihm vor Augen gestellt, daß die Unkirchlichkeit zur Irreligiosität, der bloße Bruch mit der Ueberlieferung wie auf dem politischen und wirtschaftlichen Gebiete zur Anarchie führt. Noch sucht er seine Position zu halten. In seinen Wohlthätigkeitsvereinen hat er sich eine besondre Humanitätskirche gegründet. Er hat damit eine sehr empfindliche Lücke in der Gestaltung der Kirchen der Ueberlieferung entdeckt. Indem er praktisch Tüchtiges leistet, hofft er den Beweis zu führen, daß die Kirchen entbehrlich wären, oder daß sich jenseits derselben eine Kirche der reinen Humanitätsreligion gründen lasse.

Die Kirchen haben erkannt, daß sie in diesem Gebiete nicht ferner unthätig sein dürfen. Die Hierarchie und die Orden der römischen Kirche lieferten den Beweis, daß sie dasselbe und mehr leisten könnten als die erst im Entstehen befindliche Humanitätskirche. Die evangelische Kirche setzte den humanitären Vereinen kirchliche entgegen. Sie sah nicht, daß sie sich dadurch in eine doppelte Kirche, eine der Ueberlieferung und eine der seelsorgerischen Liebesthätigkeit, spalte, und daß jene auf diesem Wege doppelt ohnmächtig, die Ueberlieferung aber immer starrer werde. Die Vertreter des Gemeindegedankens haben die Rettung der Kirche darin gesucht, die seelsorgerische Liebesthätigkeit und überhaupt den warmen Strom der Liebe, der in der Religion der Toleranz aufgebrochen war, in die Kirche selbst aufzunehmen. Sie wollen den Gemeinden selbst die seelsorgerische Liebesthätigkeit anvertrauen und damit für die evangelische Kirche das organisatorische Prinzip gewinnen, das die russische Kirche in der Staatsmacht, die römische in ihrer Hierarchie besitzt.

Das ist absolut unerreichbar, so lange der Grundsatz noch nicht durchgeführt ist: „Kleine Gemeinden und für jede nur Ein Geistlicher.“ Aber die überlieferten Kirchen suchen ihre Aufgabe ausschließlich in der Wahrung ihrer Ueberlieferung. Sie wehren entschlossen jenes organisatorische und belebende Prinzip der seelsorgerischen Bruderliebe ab. Sie bestehen darauf, daß es auch innerhalb der evangelischen Kirche nur in Gestalt des

Vereinslebens sich bethätige, wie in der katholischen. Wie im Kirchenbau, so leitet auch in der Gemeindebildung das katholische Vorbild in die Irre. Dazu kommt, daß man die Bedeutung der innern Mission nicht richtig erfaßt. Man begreift nicht, daß es ihr Ruhm und ihre Ehre sei, in der offiziellen Kirche aufzugehen. So bleibt der offiziellen Kirche nur ihre Ueberlieferung. Und um dies Gut doch zur Geltung zu bringen, verherrlicht sie es durch das Aufgebot aller Mittel der Beredsamkeit. Daher das ungestillte Verlangen nach „hervorragenden Kanzelrednern.“ In ihm trifft die ausschließliche Sorge um die Ueberlieferung mit der Kulturseligkeit der humanitären Richtung, die „Orthodoxie“ mit dem „Liberalismus“ zusammen. Die „Orthodoxie“ wehrt das Prinzip der seelsorgerischen Selbstthätigkeit der Gemeinden, bewußt oder unbewußt, vor allem deshalb ab, weil sie fürchtet, mit ihm würde der Feind, die ungeschichtliche Religion der „Gottes- und Menschenliebe,“ in die Kirche selbst einziehen und die Ueberlieferung vernichten; die Kirche selbst werde auf diese Weise zur Humanitätskirche werden. Aber sie zeigt hier wieder, daß sie, die ganz besonders des Glaubens sich rühmt, am Glauben nicht eben besonders stark ist. Wer die Herrlichkeit und den unermeßlichen Reichtum der Ueberlieferung wirklich kennt, wer sie nicht bloß im Schematismus der Konkordienformel sucht, der weiß, wem zweifellos der Sieg zufallen muß, sobald das ungeschichtliche Christentum mit dem geschichtlichen in Wechselwirkung tritt.

Die Vertreter der Humanitätsreligion und des humanitären Vereinswesens sehen hier viel klarer als die engherzigen Vertreter der Ueberlieferung. Sie fürchten den Augenblick, in dem die Gemeinden die Liebesthätigkeit übernehmen werden. Sie wissen, daß in diesem Augenblicke es mit der bloßen Humanitätsreligion, die eben so wenig wie die seitherige Vertretung der Ueberlieferung uns vor dem Atheismus bewahrt hat, definitiv aus sein wird.

Die Vertreter des Gemeindegedankens aber haben nie und nimmer eine andre Absicht gehabt als die, innerhalb der Gemeinden die Religion der Gottes- und Menschenliebe mit der christlichen Ueberlieferung in Wechselwirkung zu bringen, jene durch diese vor Verflachung und vor dem Versiechen zu bewahren, dieser aber ihre volle Kraft und Bedeutung zu verleihen und eben auf die Wechselwirkung der beiden Faktoren das Gemeindeleben zu gründen. Sie haben auf das Klarste erkannt, daß die Geistlichen den Gemeinden gegenüber die Ueberlieferung, nichts als die fortwachsende Ueberlieferung, aber die volle und ganze Ueberlieferung zu vertreten haben. Meinerseits gehe ich so weit, daß ich gern das auch äußerlich zur Darstellung bringen, die Geistlichkeit dem Flusse des Gemeindelebens entnehmen, sie klar und scharf diesem gegenüber als besondern Faktor organisiren und dadurch vor aller Augen dokumentiren möchte, daß sie den Gemeinden gegenüber Vertreter der Kirche und ihrer Ueberlieferung sind. Haben wir erst wirkliche Gemeinden, so mag man es diesen überlassen, aus Bewerbern, die vom Kirchenregimente approbirt sind, ihre Geistlichen zu wählen. Es ist aber durchaus notwendig, daß die Landes- oder Provinzialkirchen selbst unmittelbar für den Lebensunterhalt der Geistlichen sorgen, und daß diese dadurch schon äußerlich von den Gemeinden absolut unabhängig gemacht werden. Nur auf diese Weise tritt zu Tage, daß die Geistlichen die Organe der Kirche sind, die den Beruf haben, die Gemeinden zur Kirche zu verbinden. Sind sie das, dann hat die Kirche die Geistlichen nicht bloß zu beaufsichtigen, sondern auch zu entsenden und für sie zu sorgen. Sie darf nicht warten, ob es den Gemeinden beliebt, Geistliche in genügender Anzahl anzustellen. Allein auf diese Weise gewinnen die Kirchen und ihre Organe die Kraft, Bedeutung und Autorität, deren sie nur zu sehr bedürfen. Selbstthätige Gemeinden und mit ihnen in Wechselwirkung starke Kirchen, durch einen vollkommen unabhängigen Lehrstand vertreten — das ist unser Ideal. Und wird das nicht verwirklicht, bleiben beide, die Gemeinden und die Landeskirchen, gleich ohnmächtig, so ist uns dem organisirten Atheismus gegenüber nicht zu helfen.

E S

Das Heidentum in der römischen Kirche

Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Italiens von Th. Trede*)

1

Jeder evangelische Christ, der nach Italien kommt, muß sich dem Katholizismus gegenüber einen Standpunkt suchen. Wie verschieden dies die Einzelnen anfangen, das zu beobachten ist nicht ohne Interesse, ja bei längerem Wohnsitz dort erschließt es die merkwürdigsten Gesichtspunkte zur Beurteilung der Menschen. Wenn man Pio Nono die schalkhafte Aeußerung bei der Fronleichnamsprozession nachsagt: „Es giebt kein besseres Bekehrungsmittel für die Fremden als unsre schönen Feste," so kann man annehmen, daß er in seiner langen Erfahrnng dazu Anlaß gefunden habe. Und in der That hängt die Beurteilung der römischen Kirche mit der innersten Persönlichkeit eines Menschen zusammen. Die frommen Russen nehmen die lateinische Kirche ganz unbefangen als Schwester der orientalischen, wallfahrten zum heiligen Nikolaus von Bari und dem heiligen Hause von Loreto, als müßte es so sein, freuen sich an den gesangreichen Messen und gewinnen überhaupt so viel Erbauung, wie sie fähig sind zu fassen. Der Engländer der Staatskirche stellt sich, je nachdem er hoch oder niedrig gerichtet ist, etwas kritischer oder bewundernder, immer aber voll Ehrerbietung der Kirche gegenüber, deren beste Bestandteile er in seiner Kirche erhalten wähnt und mit der ihn Verfassung und Litanei verbinden. Die Antwort eines solchen auf die Frage des Katholiken: Wo war eure Kirche vor der Reformation? — Wo dein Gesicht war, ehe du es gewaschen hattest! wird immerfort zitirt, ebenso im Gegensatz zu uns Evangelischen, als für die Annäherung an den Katholizismus und für die Förderung des Altkatholizismus. Der Presbyterianer und Dissenter steht möglichst schroff, nennt alles, was er sieht, kurzweg Abgötterei und versucht meist gar nicht, ein historisches Verständnis zu gewinnen. Wer vom Rhein hinkommt, folglich mit Katholiken gelebt hat, wundert sich erst über die Gleichgiltigkeit der Dienstboten und Bürger ebenso wie über den Uebereifer der Fremden und findet sich erst allmählich in dem südlichen Katholizismus zurecht, der dennoch die allgemeinen, von Kind auf bekannten Züge trägt. Wohl sagte mir eine Spanierin, der ich deutsche Frömmigkeit rühmte: „Die deutschen Nonnen sind unleidlich; sie nehmen an allem Anstoß, nichts in Rom ist ihnen recht!" Auch ist es bekannt, daß die deutsche Kirche dell' Anima in bewußtem Gegensatz zu italienischer Weise auf Ruhe und Andacht bei ihrem Gottesdienste hält: das sind leise Schattirungen. Im großen und ganzen ist der Katholizismus wesentlich einer. Deutsche Mütter, die ihre Töchter in die französischen und belgischen Klöster des Sacré Cœur schicken, müssen ihnen ebenso die Lektüre der Biographien frommer und ekstatischer Jungfrauen gestatten wie die Italienerin. Der einzige Unterschied ist, daß der Katholizismus manchmal seine Hörner und Zähne zeigt, manchmal sie verbirgt und seine letzten Konsequenzen nur da zieht, wo er es ungestört kann. In dieser Beziehung ist schon Bayern und Oesterreich lehrreich; wie viel mehr sind es die romanischen Länder.

Der Norddeutsche nun stellt sich in der verschiedensten Weise zu der Kirche, die ihm mit ungeahntem Pomp und dem Anspruch ältesten Adels, absoluter Heilsgewißheit entgegentritt. Die gänzliche Unkenntnis ihres Wesens und ihrer verborgenen Künste lockt die Phantasievollen, und nicht nur Frauen, in ihre unter Hochämtern, Prozessionen und Zuvorkommenheiten geselliger Art verborgenen Schlingen. Oder sie stößt ihn gänzlich ab, als wäre zwischen einem Protestanten und Katholiken überhaupt nichts Gemeinsames vorhanden; zumal da bei der großen Unkenntnis der Schrift, der Mangelhaftigkeit des eignen, innern Besitzes viele unfähig sind, zu unterscheiden, wo Tradition und Legende anfängt und wo noch ein Wahrheitskeim vorhanden ist, der auch zu ihrem Herzen redet. In Neapel aber, wo das ganze Leben geräuschvoller und lärmender verläuft, gestalten sich auch die Feste dementsprechend, zumal die Leidenschaft des Italieners für Feuerwerke unter der leuchtenden Sternennacht des Südens sich ungehindert entwickeln kann.

Sind die ersten Eindrücke der Neuheit vorüber, dann erwacht der Drang, sich historisch in dem Lande zurecht zu finden, das für uns die Wiege der Geschichte, die Wahlstatt unsrer Ahnen, das Grab unsrer Kaisergröße, das Paradies unsrer Kunstsehnsucht ist. Mancher bleibt im Mittelalter hängen, wie der moderne Italiener im Rinascimento der sechziger Jahre. Andre vergraben sich in die christliche Archäologie und bleiben in den Katakomben stecken. Andre berückt der Zauber der Antike: das Herdfeuer gerade noch so offen, mit demselben Fächer zur Flamme angefacht, wie damals, als Philemon und Baucis den Göttern die Gans brieten; der hochaufragende Baum der Pflugschar zwischen den unter schwerem Stirnjoch dahinschreitenden weißen Ochsen; der im Gürtel befestigte Rocken, von dem die Spindel frei herabfällt und sich in der Luft tanzend dreht; die leuchtende Bläue des einst von Odysseus ebenso geschauten Meeres; das heitre ins Freie verlegte Leben, die gastliche Aufnahme in die „Masseria," dem Obstgelände des Bauern, der dir mit unnachahmlicher Grazie am Sitz unter Oleandern vor der Schwelle den Trunk seines Weines bietet und dich mit Citronen und Orangen beladen entläßt. Unmöglich, daß sich so viel sollte erhalten haben und nicht noch mehr!

Seltsam vielleicht auch, daß auf dieser von Goten, Sarazenen, Normannen, Spaniern und Franzosen zertretenen paradiesischen Scholle noch irgend ein Funke vou Ehrbarkeit, noch irgend ein sittlicher Begriff überdauert hat, ja daß dort eine heilige Begeisterung für das einige Vaterland aufflammen konnte, als die Stunde schlug; daß die denkbar schmählichste Mißregierung der Könige beider Sizilien nicht zuletzt noch alles Gute erstickte.

Wenn man einmal sich in diese Gedanken vertieft hat, versteht man den Herrn Verfasser vollkommen und dankt ihm für das reiche Material, das er in den vier Bänden seines Werkes gesammelt hat. Hätte er es nur von den wohl durch die Art der Entstehung bedingten zahlreichen Wiederholungen befreit und zu zwei einheitlichen Bänden verarbeitet! Als Kunstwerk würde das Buch sehr gewonnen haben, wenn er z. B. die sozialen und philanthropischen Schilderungen: Nisida, die Trovatelle u. s. w. zusammengeordnet, und andrerseits der Madonna einen einheitlichen, etwas beschränkteren Raum angewiesen hätte. Was man bei aufmerksamem Lesen zu allernächst dagegen einwenden möchte, ist, daß niemals die unter einem so bestimmten Sehwinkel gefaßte Beobachtung eines Volkes dessen gesamtes Leben umspannen kann. Das ist es wohl auch, was zeitweise gegen das Buch so energischen Protest veranlaßte, wie Herr Professor Mariano ihn hat aus Neapel selbst vernehmen lassen. Das in ein altes Kulturvolk eintretende Christentum mußte eine schwerere Aufgabe finden, als es unter den Kindern gleichen Germanen zu erfüllen hatte, wo erfolgreichere Arbeit, ein harmonischeres Durchdringen des Volkslebens möglich war. Daß es trotzdem gelang, das Leben einzuschließen in feste, christliche Gedanken; an der Wiege, an der Schwelle der jungen Häuslichkeit, an dem Grabe den Segen der Kirche, bestimmte Forderungen der Demut und der Zucht, der Selbstverleugnung, Barmherzigkeit und Opferwilligkeit unter jeder Bedingung durchzusetzen, ist ein Großes. Unbeschreiblich mangelhaft allerdings gegenüber dem Christentum, wie wir es im ersten Jahrhundert denken oder wie wir es aus einem idealen Protestantismus heraus konstruiren möchten. Aber wo ist der zu finden? Und ein Vergleich mit unserm Durchschnittsprotestantismus von heute, wie wir ihn durch Egidy kennen und Göhre ihn beobachtet hat, würde auch diesen als unendlich arm an religiösem Schwung, an Innerlichkeit erscheinen lassen, selbst wo man ihm etwas Vernünftiges zugestehen müßte. Der Verfasser sagt Band 1, S. 66 ein tiefes Wort: „Es fehlt das ruhige, feste, friedliche Gottvertrauen, daher die Schwäche und Unselbständigkeit auch auf andern Gebieten." Kann er das Umgekehrte für Deutschland beweisen, kann er nachweisen, daß ruhiges, festes, friedliches Gottvertrauen in unserm gegenwärtigen Aufblühen ein wesentliches Moment ist?

Sehen wir in erweckte katholische Kreise, so finden wir auch in Rom einen großen Ernst, die Seligkeit zu schaffen, es

*) Vier Bände. Erschienen bei Friedrich Andreas Perthes, Gotha. 1889. 24 Mk.

sich etwas kosten zu lassen. Eine gebildete Amerikanerin, die in eine altrömische Familie hineingeheiratet hatte, sagte mir einst, sie fühle sich stets so gedemütigt und angespornt durch den sie umgebenden Katholizismus, daß sie ein Gefühl der Ueberlegenheit um größerer Schrifterkenntnis willen nie empfinde. Nun ist ja ganz wahr, daß die römische Kirche eine feste Gewißheit der eignen Seligkeit nicht beim Menschen bezweckt, ja verdammt, weil er dann des Priesters nicht mehr bedürfte. Aber es ist ebenso wahr, daß, abgesehen von der Religion selbst, in den politischen Verhältnissen des Kirchenstaates wie der bourbonischen Regierung, in den Wirren und fremden Okkupationen, in den Leiden der Nation Grund genug liegt, um jedes menschliche Vertrauen verloren zu haben. Kann es Wunder nehmen, daß ein stark ausgeprägter Charakterzug der Italiener nach ihrem eignen Urteil das Mißtrauen, der Argwohn, der nur leise schlummernde Verdacht ist? Das ist die Frucht der im vollen Sinne unsittlichen Regierungen, der unerträglichen Bedrückung, die keine Mittel scheute, die Weib, Kind, Magd und Busenfreund systematisch zum Verrat anleitete und Treu und Glauben selbst nicht kannte.

Was nun den Aberglauben angeht, möchte ich um eine mildere Beurteilung bitten kraft eines italienischen Sprichwortes, das sagt: Tutto il mondo è paese — wir sind in unsern Schwächen uns alle verwandt. Wie einst eine große Philanthropin zu mir sagte: Our common humanity is so strong — das, was uns menschlich gemeinsam, ist so stark. Wenn man eine alle Völker umfassende Geschichte des Aberglaubens schreiben wollte, würde man doch über die Resultate sehr erstaunen. Ich habe unter hochgebildeten frommen Schottländern gelebt, für die unanfechtbar gewiß war, was ich krassen Aberglauben nannte. Die Gebräuche bei der Sommersonnenwende im hohen Norden, die St. Johannisnacht im heiligen Köln, die allgemein in Mitteldeutschland an die Scheune genagelte Fledermaus müssen anders erklärt werden als aus antik-römischem Ursprung. Und gar die Lebkuchenmänner zu St. Nikolaus! Am Rhein wächst kein Kind auf, das sie nicht verspeiste ohne grausige Analogien mit verklungenen Menschenopfern. Doch ich fasse mich kurz mit der Einrede, indem ich mich auf die vortrefflichen Beurteilungen des altkatholischen Herrn Professors Reusch in der Theologischen Litteraturzeitung Nr. 7 und 18, Jahrgang 1890, Nr. 12, 1891 berufe.

Ueber die Entstehung der Tonsur nachzuforschen, wäre interessant. Professor Reusch hat es unterlassen darüber Aufschluß zu geben, obgleich keiner dazu berufener ist als er. Schwerlich haben „die glatzigen Isispriester" sich so mit Haut und Haar im frühen Mittelalter festgesetzt. Es ist gefährlich, ultramontanen Widerspruch durch solche Anspielungen zu reizen. Eine Rüstkammer für spätere Streiter muß nur sichertreffende Waffen liefern. Aus dem Umgang mit gebildeten Katholiken aber lernt man, daß die römische Kirche eine erhabene Symbolik hat, die sie jederzeit gegen Protestanten ins Feld zu stellen bereit ist, so wenig ihr daran liegt, katholische Unwissenheit zu erleuchten.

M S

Die deutsche Alkoholfrage

Giebt es eine deutsche Alkoholfrage?

In Amerika, in England, in den skandinavischen Ländern und hie und da noch ist ein kräftiger Kampf gegen die Schankstätten und ihre Getränke im Werke und auch nötig. Große Volksmassen sind daran beteiligt. Die politischen Parteien, die kirchlichen Gemeinschaften müssen damit rechnen. Vom Siege der einen oder andern Partei hängt das Wohl des Landes ab.

Bei uns in Deutschland aber, wo Bier das Volksgetränk überall ist oder doch mehr und mehr wird: hat es bei uns Sinn, neben den vielen andern Fragen, die uns bereits die Köpfe erhitzen und unsre so wünschenswerte Einigkeit verderben, auch die Mißstände, die ja mit dem übermäßigen Konsum geistiger Getränke verbunden sind und die niemand leugnet, zu einer besondern großen „Frage" aufzubauschen? Genügt es nicht, wenn wir nach alter Weise die Säufer ermahnen und schelten, den Uebergang von Schnaps zu Bier erleichtern und

der wachsenden Aufklärung, sowie dem steigenden Wohlstande der Nation die allmähliche Beseitigung der Ausschreitungen, soweit sie heute noch vorkommen, überlassen?

So oder ähnlich denken die meisten Zeitgenossen, wenn sie vor das Schlagwort „Alkoholfrage" gestellt werden. Und was recht bemerkenswert ist, ähnlich denken auch die Engländer und Amerikaner, wenn sie sich in Deutschland aufhalten und zufällig einen deutschen Alkoholgegner kennen lernen. Daß bei ihnen daheim der Kampf gegen den Alkohol eine ernste Lebensaufgabe aller Wohlmeinenden ist, davon sind sie durchdrungen. Aber hier, wo man so selten einen Betrunkenen sieht, wo man die Kneipen kaum bemerkt, wo die Leute dieses leichte deutsche Bier trinken, das offenbar weder willenlos noch händelsüchtig macht, wo auch die Angehörigen der untersten Stände ordentlich gekleidet gehen und sich öffentlich anständig benehmen, kann man hier anders als dankbar sein, daß man hier nicht den Trunk mancher andern Länder hat?

Es giebt nun freilich in Deutschland eine Anzahl Männer, die unermüdlich von der Trunksucht des Volkes reden und schreiben; es giebt mehr oder weniger eifrige Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, ja auch solche gegen den Gebrauch dieser Getränke überhaupt. Daß die Führer und Mitglieder dieser Vereine es gut und ehrlich meinen, wer wollte es in Zweifel ziehen? Aber sehen sie nicht das Uebel durch Vergrößerungsgläser? Stehen sie nicht zu sehr unter dem Einflusse ausländischer Temperenzler, deren Auftreten und Urteil wohl in ihren heimischen Verhältnissen begründet sein mag, aber für uns nicht maßgebend sein darf?

Denn unsre alkoholhaltigen Getränke sind andersartig, als was man in England trinkt. Sie wirken bei uns ganz anders als in dem Klima der Vereinigten Staaten. Wir leben, arbeiten, essen ganz anders als die Amerikaner. Unsre Wirtshäuser darf man den englischen Public Houses nicht gleichstellen.

Also nochmals: haben wir eine deutsche Alkoholfrage?

Die Frage wollen wir im Folgenden erwägen. Um zu einer richtigen Antwort zu gelangen, werden wir uns ganz gegen ausländische Thatsachen und Meinungen verschließen. Wir richten unsern Blick nur auf Deutschland. Wir fragen zuerst: Was wird an alkoholischen Getränken in Deutschland hergestellt und was vertrunken? Dann betrachten wir die Herstellung genauer, um zu sehen, was sie für den Wohlstand, die Gesundheit, die Lebensweise der Nation bedeutet, was diese Getränke uns kosten, bis sie auf den Tisch des Wirtes oder in unser Haus gelangen. Darnach betrachten wir das Trinken dieser Getränke und dessen Folgen in ähnlicher Weise.

Wir suchen immer nach deutlichen Ergebnissen, am liebsten nach festen Zahlen. Wir stützen uns nur auf sichere Angaben, die nicht von Fanatikern der einen oder andern Richtung, sondern aus den Arbeitsstuben amtlich bestellter Statistiker und amtlich oder sonst berufener Sachverständiger herrühren. Zahlen sind trocken, aber gegen das Nasse ist gerade das Trockene zuweilen angebracht.

1. Herstellung und Verbrauch alkoholischer Getränke in Deutschland

Es sind im deutschen Reiche im Betriebsjahre 1889/90*) 52420000 Hektoliter Bier gebraut; aus dem Auslande wurden 207000 Hektoliter eingeführt, dagegen gingen 716000 Hektoliter deutsches Bier in das Ausland, sodaß für den deutschen Verbrauch 51911000 Hektoliter Bier übrig blieben. Das bedeutet einen Bierverbrauch von 106,3 Liter auf den Kopf der Bevölkerung. Mehr als je zuvor.

Im gleichen Betriebsjahre 1889/90 wurden in den deutschen Brantweinbrennereien 3145000 Hektoliter reiner Alkohol hergestellt; davon gelangten 2226000 gegen Entrichtung der Verbrauchsabgabe in den freien Verkehr, d. h. sie wurden in Deutschland getrunken. Außerdem wurde ausländischer Brantwein aller Art im geschätzten Werte von 8960000 Mark dem deutschen Verkehr zugeführt. Auf den Kopf

*) Die Zahlen für 1889/90 sind folgende: hergestellt 52830000 Hektoliter, eingeführt 229000, ausgeführt 626000, im Reiche und Luxemburg konsumirt 52433, auf den Kopf der Bevölkerung 105,9 Liter.

der Bevölkerung kommt somit ein Verbrauch von 4,64 Liter deutschen, 100prozentigen Brantweins und für 18 Pfge. ausländischen Brantweins. Das ist weniger als früher.

Die deutsche Weinproduktion wird auf durchschnittlich 2 089 000 Hektoliter geschätzt; ganz sichere Angaben habe ich nicht. Der 1890 aus Deutschland ausgeführte Wein hatte einen Schätzungswert von 18 023 000 Mark, der zu uns eingeführte einen solchen von 43 591 000 Mark. Das kaiserliche statistische Amt nimmt als deutschen Weinverbrauch 3 220 000 Hektoliter an. Man kommt also auf 6,44 Liter Wein für den Kopf der Bevölkerung (oder auf 4,24 Liter minus 37 Pfennige Ausfuhr plus 89 Pfennige Einfuhr).

Diese Zahlen beruhen auf den Rechnungen und Schätzungen der Reichsstatistik und der Steuer- und Zollbehörden. Man darf wohl annehmen, daß zwischen den Geldwerten, die hier für Brantwein und Wein angenommen sind, und den wirklichen Preisen im Kleinhandel ein ziemlicher Unterschied besteht, und daß ferner im Reiche mehr alkoholische Getränke zum Verbrauch gelangen, als für die erwähnten Behörden existiren. Aber wir müssen bei den obigen Zahlen verharren. Wir wiederholen sie als Tabelle:

In Deutschland 1890:	Bier	Trink-Brantwein	Wein
Hergestellt	52 420 000 hl.	2 226 000 hl.	2 089 000 hl.
Eingeführt	207 000 hl.	8 960 000 Mk.	43 591 000 Mk.
Ausfuhr	716 000 hl.	(14 796 000 Mk.)	18 023 000 Mk.
Verbraucht	51 911 000 hl.	2 226 000 hl. + eingef.	3 156 000 hl.
Auf den Kopf	106,3 l.	4,64 l. + 18 Pf. eingef.	6,44 l.

2. Materialverbrauch der deutschen Alkoholproduktion

Zur deutschen Bierbrauerei wurden 1889/90 im Brausteuergebiet 6 326 405 Doppelzentner Getreide verbraucht; das wäre auf 1 Liter Bier des Brausteuergebietes durchschnittlich 196 Gramm Gerste. In Schlesien kommen nur 170 Gramm Gerste auf 1 Liter Bier, in Ostpreußen dagegen 263 Gramm; im Königreich Sachsen 167, im Großherzogtum Hessen 238, in Mecklenburg 162, in Thüringen 210, in Oldenburg 196, in Braunschweig 203, in Anhalt 191, in Lübeck 201, in Bremen 193 und in Hamburg 172. Diese Zahlen sind der Reichsstatistik leicht zu entnehmen; dagegen beruht es auf anderweitigen Informationen, wenn ich den Gerstenverbrauch auf den Liter Bier für Bayern auf 312 Gramm, für Württemberg auf 306 angebe, und es beruht ganz auf Schätzung, wenn ich für das badische, elsässische und lothringische Bier 250 Gramm ansetze. Hiernach berechnet man als Gerstenverbrauch der bayrischen Brauereien 4 456 452 Doppelzentner; für Württemberg 1 046 245 Doppelzentner; für Baden und Elsaß-Lothringen zusammen 607 200. Für das deutsche Reich ergiebt sich also, daß 1889/90 in den steuerpflichtigen Brauereien 12 436 300 Doppelzentner Gerste verbraucht sind. Die Wiener Brauerzeitung Gambrinus giebt als deutschen Malzverbrauch 1889 über 18 Millionen und 1890 gegen 16 Millionen Doppelzentner an.

Außer Gerste oder Malz wurden 71 170 Doppelzentner Malzsurrogate im Brausteuergebiet allein verwendet.

An Hopfen bedurften die deutschen Brauereien anfangs der achtziger Jahre durchschnittlich 170 000 Doppelzentner.

An Kohlen verbrauchten die elf Aktienbrauereien des Dresdner Handelskammerbezirkes, welche 1889/90 753913 Hektoliter Bier brauten, hierzu 40 012 600 Kilogramm. Darnach berechnet, würden die gesamten deutschen Brauereien jährlich 27 700 000 Doppelzentner Kohlen verschlingen.*)

Zur Brantweinproduktion wurden in Deutschland im Jahre 1889/90 verwendet 20 835 152 Doppelzentner Kartoffeln, 3 308 325 Doppelzentner Getreide, 280 000 Doppelzentner Rüben und Melasse und 685 000 Hektoliter andre nicht mehlige Stoffe. Da wir es hier nur mit dem Materialverbrauch der Produktion zu thun haben, übersehen wir die Ausfuhr von Brantwein und die Verwendung zu gewerblichen Zwecken, ebenso wie vorhin die Ausfuhr von Bier und nachher die Ausfuhr von Wein. Der gesamten deutschen Alkoholproduktion geschieht damit kein Unrecht, denn es wurden 1890 für 47 544 000 Mark alkoholische Getränke ausgeführt, während sich die Einfuhr auf 59 636 000 Mark belief. Doch soll weiterhin der Verbrauch von Rüben, Melasse und den andern nichtmehligen Stoffen als Gegenstück zu dem gewerblich gebrauchten Branntwein außer acht gelassen werden.

Ueber die Materialien, aus denen in Deutschland der Wein bereitet wird, bin ich nicht unterrichtet. Die Trauben von 120 935 Hektaren Rebland sind darunter.

Wir fassen zusammen: die deutsche Alkoholproduktion verbrauchte im Betriebsjahre 1889/90 in Doppelzentnern:

	Getreide	Kartoffeln	Hopfen	Trauben	Kohlen	Sonstiges: Malzsurrogate 2c.
Bier	12 436 300	—	170000		27700000	71 170
Branntwein	3 308 325	20 835 152	—		?	—
Wein	- -	—	—	von 120935 ha	?	?

Bde

*) Zum Vergleich führen wir einige Angaben über 1890/91 an. Es wurden im Brausteuergebiete 32 270 252 hl. Bier gebraut, wovon 26 % obergähriges, 74 % untergähriges war. Dazu wurden verbraucht 6 127 897 Doppelzentner geschrotenes Gerstenmalz, 177 462 Doppelzentner Weizenmalz, 885 sonstiges Getreide, 32592 Reis, 104 Stärke, Stärkemehl und Dextrin, 46654 Zucker, 2077 Syrup, 12226 sonstige Malzsurrogate.

Quittung

Für die evangelische Gemeinde in Sofia: 20 Mk. von T G in N.
Für die evangelische Kirche in Rom: 6 Mk. von G R, Geilsdorf.
Der Christlichen Welt zur Deckung aus dem Fall Klein erwachsener Unkosten: 20 Mk. von einem Leser in Mecklenburg.
Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein Pfarramtskandidat, der beide theol. Exam. bestanden hat, sucht für sofort Stellung als Haus- oder Institutslehrer. Gefl. Offerten sub **C. B.** der Expd. der Christl. Welt.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 1: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Mitteilungen aus Württemberg: 1. Konferenzen zur Ausbildung der Predigtamtskandidaten. 2. Statistische Notizen aus der evangelischen Landeskirche für 1890. Aus Karlsruhe. Meklenburgische Verhältnisse. Aus Sondershausen. Evangelische im Auslande: Gustav-Adolf-Verein: Uebertritt zum Protestantismus in Murat. Jahresversammlung des Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Frankenhausen. Römische Kirche: Aus Paris. Stand des Ordens der Redemptoristen. Rundschreiben des katholischen Preßvereins in Kärnten. Friedhofsstreit in Steyr. Griechische Kirche: Gewissenszwang. Neue Prozesse in den Ostseeprovinzen. Sekten: Die Adventisten. Heidenmission: Aus der Missionsheimat. Aus Afrika. Innere Mission: Vom Meininger Landesverein für innere Mission. Jahresrechnung des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland. Frauenpflege in Weibergefängnissen. Soziales: Petition des Vorstandes der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine an den Reichstag. Schenkenstatistik. Rundschreiben des Zentralausschusses für innere Mission in Sachen der Sonntagsruhe. Sonntagsheiligung. Verschiedenes: Kaiser Wilhelm I. und die Berliner Stadtsynode. Protest der Hallenser Studenten gegen Sudermanns „Sodoms Ende." Die Ausgaben der Stadt Paris. Die Londoner Schulen. Der Einfluß der katholischen Tagesblätter in Deutschland. Personalien.

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in 1/10-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Gnadenberger Cigarren-Lager
Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.
Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre
„Molly"
100 Stück 4 Mark.
Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig